

Von dieser Zeitung erscheint wöchent-  
lich eine Nummer von in der Regel  
zwei Bogen in Umschlag. — Preis des  
Jahrgangs von 52 Nummern 8 Thlr.

Insertionsgebühren für die gespaltene  
Petitzelle 1 Ngr. — Abonnement neh-  
men alle Postämter, Kunst- und Buch-  
handlungen an.

Abend-



Zeitung.

Fünfunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge

Erster Jahrgang.

No. 5.

Donnerstag, am 13. Februar

1851.

### Liebesiege.

Novelle von

H. A. Werner.

(Fortsetzung.)

Gelehrte Herren sind häufig in den Dingen des Lebens ebenso hartnäckig, als in der Wissenschaft. Professor Nebel aber war ein Gelehrter vom ersten Wasser. Fleischer erkannte dieß und verbarg sich deshalb nicht, welche Kämpfe es kosten würde seiner Herr zu werden. Indessen galt es seine Liebe, seine Ehre und Fanny's Wohlsein und Glück und die bleiche Blume war ihm theuer und werth geworden. Gründe genug, einen Mitter zum Drachekampf zu reizen, warum nicht ihn zum Streite mit dem starren Sinne eines zornmüthigen Gelehrten?

Er war mit der Person des jungen Doctors nicht bekannt: dieß Hinderniß, jedoch ward mit Leichtigkeit übersprungen. Mit einem Mantel von Reckheit angethan, betrat er das einsame Zimmer des Doctors. Dieser meinte im ersten Augenblicke in ihm einen seiner Zuhörer vor sich zu sehen, und das war Grund genug, ihn mit der Höflichkeit

zu empfangen, welche akademischen Lehrern gegen ihre Zuhörer so eigen ist.

Fleischer wußte für den Augenblick nicht, wie er sich als den Boten Fanny's einführen sollte. Der ängstlichsten Zurückhaltung gegenüber, wurde er selbst verblüfft, weil er rasch erkannte, daß er einen Mann vor sich habe, dessen äußere Weichheit einer gleichen Empfindlichkeit der Seele entspräche. Je leichter es war, hier zu verletzen, desto mehr fühlte er sich zur Vorsicht angetrieben.

Eines vor Allem war ihm unmöglich, nämlich den Namen „Nebel“ zu nennen, weil er fürchtete, dadurch in Rosenschild's Seele eine Wolke von schmerzlichen Empfindungen aufzuregen. Um so überraschter war er, diesen Namen aus dessen eignen Munde zu hören. Die Bewegung seiner Züge mochte auffallend genug sein, wenigstens unterbrach sich der Doctor plötzlich und fragte:

„Sie kennen diesen Professor? Sie hörten bei ihm? Sind ein Schüler, ein Anhänger von ihm?“  
„Wenn ich auch das Letztere leugne, so ist doch das wahr, daß ich ihn kenne,“ entgegnete Fleischer.  
„Nicht bloß ihn; sondern auch sein Weib und einen leidenden Engel, der auch Ihnen bekannt ist. Sie

wissen, wen ich meine; doch das wissen Sie nicht, wofern ich es nicht Ihnen sage, wie oft sie an Sie denkt, wie voll von Ihnen ihr Herz ist."

Der junge Doctor richtete sich in seinem Stuhle auf und blickte forschend in Fleischers Augen, als wollte er in seiner Seele lesen. Aber er zog diese Blicke zurück, indem er zu dem Resultat gekommen war, sich selbst Vorwürfe wegen des ungerechtesten Argwohnes zu machen.

„Sie kennen Fanny?“ fragte er weich und schwach, indem er den Blick zu Boden senkte.

„Ich kenne sie, und sie ist mir theuer wie eine Freundin im reichsten Wortsinne,“ war die lebhafteste Antwort.

Der Doctor erröthete und — seufzte. „Sie sehen sie oft?“ fragte er weiter. „Wie befindet sie sich? und — was denkt, sie von mir?“ Diese letzte offenherzige Frage, wäre ihm in gewöhnlicher Stimmung unmöglich gewesen. Aber die Entdeckung, die er eben gemacht hatte, daß er mit seinem stillen Argwohn ein Unrecht begangen hatte, trieb ihn jetzt zu desto größerer Vertraulichkeit.

„Sie denkt von Ihnen wie immer. Ihr reines kindliches Herz bleibt sich gleich; sie ist die Einzige in der Familie, deren Sinn in Bezug auf Sie und Ihre Liebe sich gleich blieb.“

„Wie? hör' ich recht? Sie fühlt, noch für mich? Reden Sie! der Zorn ihres Vaters hat in ihrer Seele keine Stelle gefunden?“

„Keine! und der Beweis davon ist mein Hiersein.“

„Sie kommen? —“

„In ihrem Auftrage. Oder nein! das ist zu viel gesagt. Sie hätte wohl den Muth zu solch einem Schritte! Ich weiß ja, sie hat nicht einmal gewagt, Ihnen zu schreiben. Ihr Gehorsam grenzt an Sklaverei.“

Der Doctor seufzte abermals.

„Sie haben Recht. Das arme Mädchen hat nie erfahren, was Freiheit und Freude ist. Ihr Leben war das einer Eingekerkerten. Doch — Sie hatten Aufschlüsse zu geben. Sie bezwecken mehr als einen leeren Besuch. Ich brenne zu hören!“

Fleischer erzählte, wie er Fanny gefunden hatte.

„Die arme Pflanze verkümmert in der dürren Atmosphäre, welche sie umgiebt; sie verzehrt sich in stillen Gram und Sehnen. Gerührt von eben

diesem Anblick, komme ich zu Ihnen. Sie müssen etwas für sie thun, um sie aus der Gefangenschaft zu ziehen,“ schloß er seinen Bericht.

„Und was kann ich thun?“ seufzte der junge Gelehrte und seine Augen wurden feucht. „Was kann ich noch thun? Ich schrieb zwanzig Briefe, um den Vater zu versöhnen; unerbrochen kommen sie wieder zurück. Er hat nicht einen davon gelesen.“

Der Student starrte sinnend vor sich hin. Daß er auf eine persönliche Ausgleichung nicht rathen dürfe, sah er längst ein. Die Befangenheit und gesellige Unsicherheit des Doctors konnte den Platz nicht behaupten gegen die starre Wuth des Professors.

„Lassen Sie uns ein anderes Mittel versuchen! Morgen ist des Professors Geburtstag. Lassen Sie mich dafür sorgen, daß der Brief, wenn Sie mir einen anvertrauen wollen, in seine Hände kömmt. Ich habe gehört, daß an diesem Tage eine Masse Zuschriften und Gedichte an ihn gelangen, die er sammelt, und an denen er Abends seine Seele labt, indem er den Weihrauch, welcher ihm darin gestreut wird, in ganzen, vollen Zügen einhaucht. Ich Sorge dafür, daß sich Ihr Brief unter dieser Clique versteckt; der Arglose wird ihn öffnen, vielleicht lesen, vielleicht lesen in einer guten Stunde, und dann gelingt es, in dem Rausche der Freude seinen harten Sinn zu erweichen. Das ist der erste Versuch, den wir machen werden. Werden Sie schreiben?“

„Mein Stolz sträubt sich dagegen,“ erwiderte Rosenschild sich niederbeugend. „Aber es gilt Fanny — ja! ich werde schreiben. Obschon ich im Voraus weiß, daß es verlorne Zeit, verlorne Mühe ist.“

„Wer kann das bestimmen? Und gesetzt auch, es mißlingt damit, so ist ja das erste Mittel nicht das letzte. Sie haben dann vorerst wenigstens das Ihrige gethan. Fanny muß Ihnen werden, das schwöre ich Ihnen zu, wenn Sie den Muth haben.“

„Sie reden kühn und versprechen mehr als ich hoffen darf. Was ist zu thun, wenn Nebel mich abermals schimpflich zurückweist? Gibt es ein Mittel, ihm die Tochter abzuwingen?“

„Der Entschlossenheit muß Alles gelingen!“

„Sie sind ein freier Student, der die Welt noch mit den Augen des Eroberers ansieht.“

„Und eben erobern müssen wir Fanny, selbst trotz ihrem Vater.“

„Wie aber? Wie?“

„Wenn Güte nicht fruchtet, so hilft Gewalt. Es gilt eine einfache Entführung.“

„Entführung?!“ rief der Doctor erschrocken aufspringend.

„So sagt' ich! Doch damit haben wir Zeit. Ueberlegen wir die Sache, wenn der Brief seinen Zweck nicht erreichte. So lange hoffen wir auf gültigen Vertrag.“

Der junge Gelehrte bedurfte der Einsamkeit, und Fleischer schied von ihm, nicht mit einer höflichen Verbeugung entlassen, wie sein Empfang gewesen war, sondern geleitet von dem Händedruck eines Freundes.

Als sich Rosenschild allein sah, schritt er eine Zeit lang hastig auf und ab. Der Gedanke, der ihm vom Studenten in die Seele geworfen worden war, stellte sich derselben in seiner ganzen Abenteuerlichkeit vor. Auf der einen Seite die Gefahr für seinen Ruf, die wahrscheinliche Rückwirkung des Beginns auf Fannys Familienverhältnisse, die dadurch zerrissen werden konnten, das Unmoralische und für einen theologischen Gelehrten Prostituirende eines solchen Schrittes — auf der andern Seite das Glück der Liebe, Fanny's Glück! Die Wahl war schwer und bedenklich. Die Hoffnung, die Geliebte zu gewinnen, verdunkelte freilich auf Augenblicke jedes andere Gefühl, aber immer und immer wieder trat der verhaßte Schreckensgedanke lebhaft hervor: Was wird die Welt dazu sagen?

Diesem innern Kampfe war er nicht gewachsen. Er konnte seine Gefühle nicht bewältigen und alle Versuche an den Studirtisch zurückzukehren waren vergeblich. Sogar Gedanken zu dem zu schreibenden Briefe zu sammeln, wollte nicht glücken, so daß er endlich in heller Verzweiflung seinen Hut ergriff und das Freie suchte.

Aber sein Auge war verschlossen für Alles. Selbst der Frühlingsglanz der Natur, der Gesang der Lerchen, der Sonnenschein, das Rauschen des Flusses, den er entlang schritt, existirte für ihn nicht. Der junge Gelehrte kannte sich selbst nicht mehr.

Das war, weil seine Seele aus der dumpfen Resignation, in welche sie sich geworfen, aufgeweckt, und in die alten Wünsche und Hoffnungen gestürzt war, zu denen der Verstand doch Nein sagen mußte.

In einem träumerischen Zustande schritt er seinen Weg fürbaß. Und so ganz waren alle Sinne nach innen gekehrt, daß er die Spaziergänger nicht sah, welche ihm entgegen kamen. Auch der Prof. Nebel, der ihm im Vorübergehen einen wüthenden Blick zuwarf, in dem sich gesteigerter Haß ausdrückte, weil er den beanspruchten Gruß mit Absicht unterlassen glaubte, sah er nicht; er sah nicht das Hohnlächeln der gnädigen Frau, welche die Folgen dieser Begegnung nur als eine allerletzte Entscheidung des ewigen Bannurtheils gegen ihn betrachtete; er sah aber auch nicht, wie Fanny die Farbe wechselnd, den Blick wegwandte, als er kalt vorbei ging. Aber das dumpfe Mahnen einer innern Stimme machte ihn jetzt erwachen, als es zu spät war und er sah noch das, wie das unglückliche Mädchen von den Armen ihrer Eltern ohnmächtig aufgefangen wurde. Der durchbohrende Schrei aus ihrer, der Angstschrei aus der Brust der Frau Professorin und ein recht untheologischer Fluch ihres Gatten brachte seine äußern Sinne zum Leben. Er stürzte zurück, er wollte in wilder Hast der Geliebten helfend nahen; das durchbohrende Auge der Mutter aber und die drohende Stockbewegung des Vaters warfen ihn eben so rasch in seine Muthlosigkeit zurück. Eben ein Held, war er plötzlich wieder ein Kind. Sprachlos unbewegt, stand er vor der Gruppe, deren Mittelpunkt das ohnmächtige bleiche Mädchen war.

Sie hatte schon von fern den theuern Mann daherkommen sehen. Sein Anblick bohrte sich tief in ihre Seele, und wer in diesem Momente ihr Gesicht betrachtete, würde in diesen sonst leidenden Zügen einen wunderbaren Kampf, das Spiegelbild dessen, was in ihrer Seele vorging, wahrgenommen haben. Die Beklemmung der Brust, welche sie sich gewaltsam zusammenziehen fühlte, stieg mit jedem Schritte, den sie ihm näher kam. Sie glaubte sinken zu müssen und drängte sich an die Mutter, welche das Bittern des schüchternen Nehs fühlte, ohne eine andere Regung zu fühlen, als die, welche sie trieb, dem verstoßenen Schwiegersohn in ihrem Gesicht Haß und Verachtung auszudrücken. An ihren Arm geklammert wankte Fanny mehr fortgetragen als fortschreitend vorwärts, der Moment aber, wo sie ihm so nahe ins Auge sehen konnte, hatte ihre Qual aufs Höchste gesteigert. Ihr Blick hängt fest an seinen Zügen und begegnet keiner menschlichen Regung,

keinem Ausdruck der Liebe, der Theilnahme. Sie fühlt sich verrathen, betrogen und dieses Gefühl dringt wie ein zweischneidiges Messer durch ihr Herz. Sie sieht ihn kalt ohne Gruß vorübergehen. Himmel! Er hat für sie keinen Gruß. Ein plötzlicher Todeshauch weht über ihre Hoffnungsfaat. Er liebt nicht mehr, er haßt vielleicht. An diesen Gedanken bricht sich ihr Denken und Fühlen. Ein kalter Schauer überläuft ihre Glieder; ein wilder Schmerz reißt durch ihre Brust, sie glaubt zu sterben.

Aber es war nur die Ohnmacht, die leidende Schwester des Schlafes, der sich ihrer Verzweiflung erbarmte und ihre Qual mit einem Male verschlang. Sie erwachte wieder von den Geräuschen eines Fläschchens, welches die Mutter ihr vorgehalten hat; sie schlägt die Augen auf. Ihr erster Blick fällt auf ihn, der bleich und mit wirren Blicken vor ihr steht, der jetzt niederfällt auf die Kniee und eine ihrer Hände faßt, und heiße Küsse darauf drückt. Dieser Augenblick der Borne giebt ihr wieder Kraft. Und wenn sie auch sieht, wie ihr Vater den jungen Mann am Arme faßt, und, ohne ein Wort zu sagen, aufhebt und wegführt — sie weiß doch, daß er sie liebt, und dieses Bewußtsein ist die sicherste Arznei für ihren Schmerz.

Auch Rosenschild hatte einen leisen, leisen Druck der weichen seinen Hand empfunden; er hatte ihr Angesicht gegen Angesicht gegenüber gestanden; und einen Blick des Einverständnisses mit ihr gewechselt. Die vom Vater erlittene Kränkung schwand in Nichts gegen die Sprache, welche ihm aus Fanny's Augen geredet hatte. Auch er hatte Arznei gefunden.

Sein Geist taumelte sich empor. Als er auf sein stilles einsames Zimmer zurück kam, setzte er sich zum Schreiben. Die Feder flog über das Papier, sein Auge folgte sprühend den entstehenden Zeilen. „Es ist für Fanny!“ sagte er zu sich, als er den Bogen zusammenfaltete und siegelte.

Der Feiertag des Nebelschen Hauses ward in glänzender, würdiger Weise begangen. Deputationen der Studenten, das Corps der Herren Collegen und ein Heer nachzügelter Zuhörer und jugendlicher Anhänger des gefeierten Mannes verherrlichten durch die Glückswünsche, welche sie brachten, den erhabenen

Tag. Gedichte, Kränze, Schreiben, Motivtafeln kamen in Menge geflogen, und alle diese Angebinde vereinte traulich ein Korb, in welchen die frommen Segenswünsche der Collegen mit den himmelanstürmenden Ergüssen junger Verehrer friedlich bei einander lagen. Da schlummerten die geflügelten Geisterlein und das wesenlose Gewürm gewärtig der Stunde, welche ihnen die Freiheit und den Sieg des Lichtes vor den Augen des Angebeteten geben sollten.

Minder erquicklich waren die tausend Anreden, welche angehört und beantwortet werden mußten. Und heute, gerade heute, schien es ihm, nahmen die Ceremonien kein Ende. Es war, als leerten alle Studirzimmer der Welt ihren Inhalt über den armen Gefeierten aus. Freilich — er war verstimmt und mißlaunig aufgestanden; das gestrige Begegniß lastete auf seiner Erinnerung wie ein Alp, das man nicht abschütteln kann. Denn selbst sein leidenschaftlicher Zorn gegen Rosenschild konnte ihm nicht bergen, daß er eine ungeschickte verletzende Rolle gespielt und mehr gethan hatte, als sich mit dem guten Ruse eines theologischen Professors vertragen will.

Erschöpft sank er in den Lehnstuhl zurück, zu dessen Füßen ihm die Lob- und Dankopfer dargebracht wurden. Der Decan der theologischen Fakultät, hatte ihn mit einem unermesslichen Redestrom übergossen, den er in entsprechender Weise beantwortet hatte. Denn wenn man ihn die Stütze dieser Fakultät genannt hatte, so ist es klar, daß er erwidern mußte, daß diese Fakultät fest genug stehe, um einer so schwachen Stütze, wie er sei, nicht zu bedürfen. Und nicht minder einleuchtend ist es, daß es einer sorgfältigen Auseinandersetzung bedurfte, um zu beweisen, daß diese Bescheidenheit in Schätzung des eignen Werthes doch mit einer verständigen Würdigung dieses Werthes verbunden sein könne. Auch die Bemühungen des Decans, seine persönliche hohe Anerkennung auszusprechen, konnten nicht ohne eine wechselseitige Aufzählung der wissenschaftlichen Großthaten Dieses durch den Professor bleiben. Dieser Stoff war zu reichhaltig, um ihn anders als in einer viertelstündigen Rede zu erschöpfen.

Von dieser letzten Anstrengung ermüdet, warf sich der Professor, nachdem er den Collegen Decan mit vielen Glückwünschen zur Thüre geleitet hatte,

fußstampfend in seinen Sessel. Hatte er sonst wie Josua gewünscht, die Sonne am Himmel fest halten zu können — diesmal verfluchte er die wonnenvolle Dual. Die Stirn in die Rechte pressend hatte er sich zusammen gebeugt, als leise eine Hand seine Schulter berührte.

Es war die Frau Professorin. Sie hatte leise sich einzuschleichen gewußt, als sie hörte, daß das Zimmer leer sei und war gekommen, dem Gemahl eine Erfrischung zu bieten.

„Ha Molly!“ gähnte er den Kopf umdrehend. „Ist das verfluchte Fest bald zu Ende? Sind wir bald zu Ruhe?“

Wir müssen bemerken, um dies verständlich zu machen, daß die Frau Professorin sich von jeher das Vergnügen machte, die Zahl der Gratulanten zu notiren und so eine Durchschnittszahl berechnet hatte, nach der sie ziemlich genau sagen konnte, wie viel Reden der Professor anhören und beantworten mußte.

Molly schaute über die verdrießliche Stimmung, welche aus dieser Frage Klang, verwundert den Professor eine Weile an.

„Der Durchschnitt ist um zwölf Köpfe vermehrt,“ antwortete sie. „Dennoch vermissen ich noch zwei.“

„Noch zwei? — Und wer?“

„Einmal den Doctor Rosen —“

Sie wurde in dieser Antwort, welche sie in dem unschuldigen Tone eines Kindes vorzubringen suchte, unterbrochen.

„Dummheit!“ brummte der Professor. „Vor ihm sind wir, Gott sei Dank sicher. Dein zweiter Mann?“

„Unser junger Freund, der als solcher nicht wegbleiben kann!“

„Es ist wahr!“ murmelte er wieder. „Ich hatte ihn vergessen.“

Und mit diesen Worten nahm er den Sitz wieder ein, aus welchem er bei dem Namen Rosenschild aufgestanden war. Die Professorin trat ans Fenster und schaute hinab auf das Forum, den Raum, auf welchem die akademische Jugend zu paradien pflegt.

„Ha! sieh doch!“ fuhr sie plötzlich auf; doch verstummte sie eben so rasch wieder.

„Was ist schon wieder? Neue Plagegeister

etwa?“ fragte der Professor an's Fenster tretend und sandte einen Blick hinab.

„Da geht,“ sagte sie in einem Tone, der Verdruß ausdrückte, „Fleischer! auf und nieder, im flottesten Aufzuge, als wäre heut nicht dein Tag. Hohe Stiefeln, Sporen, Käppchen! das Alles sieht nicht aus wie Glückwunsch — Sollte er versäumen zu kommen?“ fragte sie vor sich hin. „Sollte er so ungeschickt sein?“

Leider! der junge Mann war so ungeschickt. Er kam nicht und diese Versäumniß würde ihn ohne Zweifel aus dem Herzen seines Gönners gerissen haben, wenn dieser gewußt hätte, daß hier eine Absichtlichkeit zu Grunde läge. — Der Beredsamkeit der gnädigen Frau gelang es, ihn davon zu überzeugen, Heinrich sündige nur aus Unwissenheit.

Heinrich hatte indessen noch Uergeres begangen als die Vernachlässigung des Professors. Nachdem er den Brief des Doctors unter dem Versprechen in Empfang genommen hatte, sichere Antwort darüber zu geben, ob derselbe glücklich in den Weihrauchkorb — wie die profane Welt dies heilige Ehrengesäß nannte — gewandert sei, versteckte er ihn nebst einigen Zeilen von seiner eignen Hand in ein Blumenkörbchen. Ein Bote wurde von ihm abgeschickt, das Körbchen zu Fanny's eignen Händen abzugeben.

Die Blumen kamen unverfehrt in Fanny's Hände. Sie empfing dieselben mit Gefühlen, deren Inhalt ihr nicht sogleich klar werden wollte. Blumen von Fleischer? nach einer Erklärung wie die letzte war? Es schien ihr undenkbar und die Ahnung, daß es damit doch eine andere Bewandniß haben müsse, stieg leise in ihr auf. Bald sah sie klar, daß die eigentliche Bedeutung der Gabe tiefer zu suchen sei. Jetzt erwachten auch wieder die Erinnerungen an das Zusammentreffen mit Rosenschild in ihr, in welchen sie seit diesem Ereigniß und nur so eben durch die Ueberreichung der Blumen unterbrochen worden war. Die Blumen kamen vielleicht von ihm durch Heinrich's Vermittlung. Der Gedanke beseele sie. Aber so theuer die Gabe aus dieser Hand ihr erschien, so fand sie doch ein Wort eine Zeile tausendmal werthvoller. Vielleicht verbarg sich unter der Blumendecke das Ersehnte! Vielleicht! Sie konnte den Augenblick nicht erwarten, wo sie allein sein würde.

Dies dauerte lange; aber endlich einmal geschah es. Rasch hob sie die Rosendecke und, o Himmel! da lag ein Brief. Sie wollte ihn hervorziehen, als die Mutter wieder eintrat.

Fanny konnte vor Unruhe kaum athmen. Ihr Herz schlug wieder in stürmischer Bewegung; sie fühlte wie Glutröthe sie überlief. Und doch galt es Klugheit, Verstellung. Ach! diese Künste waren ihrem kindlichen Herzen fremd; aber die natürliche Anlage ihres Geschlechts half ihr siegen.

Ihr Kampf währte lange. Eine Stunde voll Qual verfloß, ehe sie abermals allein war; und sie selbst fürchtete viel zu sehr sich zu verrathen, als daß sie hätte wagen sollen, einen Vorwand zu ihrer eignen Entfernung zu suchen.

Als sie sich zum zweiten Male unbeobachtet sah, zog sie rasch den Brief hervor. Aber leider! an der Aufschrift erkannte sie, daß er nicht von des Geliebten Hand kam, sondern von Heinrichs. Da sie eben nur an Liebe dachte, so fürchtete sie auch hier davon lesen zu müssen. Das warf sie auf Momente in Zweifel, ob sie lesen sollte. Zum Glück hat die Natur den Frauen auch den reinsten und besten, einen größern oder kleinern Theil Neugier gegeben.

Die Neugier hieß ihr den Brief erbrechen, und weil sie die Stimme der Natur war, drang sie durch. Aus der Umhüllung fiel ihr des Doctors Brief in den Schooß. Sie wollte aufjauchzen! Aber ach! er war nicht an sie. Trostlos senkte sie wiederum ihr Haupt, als ihr Auge unwillkürlich auf die Zeilen von Heinrich fiel. Sie las:

„Ich verbannte mich freiwillig aus Ihrem Hause, weil Sie es wünschten, Fanny. So wenig schmeichelhaft eine solche Forderung von irgend welcher Dame sein mag, war ich doch zu sehr Ihr Freund, um nicht meine ganze Eitelkeit Ihnen zu opfern. Und ich bin in Erfüllung Ihres Willens, schöne Fanny, so pflichteifrig, daß ich selbst in wichtiger Angelegenheit mich fremder Hände bediene, um Gegenwärtiges an Sie zu bringen.“

„Ein neuer schriftlicher Versuch des Doctors, sich Ihrem Vater zu nähern! Ich habe diesen trefflichen Menschen kennen gelernt; sein Gemüth ist wie das Ihrige; zwei Aeolsharfontöne werden in einander schmelzen.“

„Da Sie und Rosenschild mir sagen, daß Ihr Vater alle Briefe von ihm uneröffnet zurück-

schickt, so mußte ein künstlicher Weg gesucht werden, ihn dieses Schreiben lesen zu machen. Halb wird es denselben zurückgelegt haben, wenn es in Ihren Händen ist; es bleibt noch übrig, daß Sie es in den Wunschkorb Ihres Vaters zu bringen wissen. So wird er es wenigstens öffnen und das einmal Gedöfnete, vielleicht wenigstens, lesen.“

„Ich wandere auf dem Markte auf und ab, um als Zeichen, daß es Ihnen gelungen ist, ein rothes Tuch, von ihrer Hand hinter dem Fenster emporgehalten, zu erwarten. Dies darum, weil ich Ihrem Freunde versprochen habe, über den Verlauf des Unternehmens ihn in Kenntniß zu setzen.“ —

Ob und wie viel Heinrich zu dem neuen Versuche des Doctors beigetragen hatte, war nicht gesagt, Fanny aber ahnte den Zusammenhang und ihr Herz dankte dem Freunde. Der Muth und die Ausdauer ihres Geliebten erfüllte auch sie wieder mit Kraft!

Nach drei Minuten wehte das rothe Tuch.  
(Fortsetzung folgt.)

## Ein Prager Musikant.

Erzählung von Hugo Goering.

Mit der Fidel auf dem Nacken  
Mit dem Knüttel in der Hand,  
Zieh'n wir Prager Musikanten  
Hin durch's weite Christenland.

Joseph war der beste Musikant in seinem Dorfe. Er spielte die Geige, und zwar mit einer Meisterschaft, die ihn über alle übrigen Collegen der Dorfkapelle erhob. Wenn Tanz im Dorf, oder in der Nachbarschaft sein sollte, fragte man allemal erst bei Joseph an, ob er mitspielen werde, denn man wußte ja, wenn der dabei war, wurden die schönsten Ländler aufgespielt, wenn seine Geige klang, wurde die Disharmonie, welche sich zuweilen von den übrigen Instrumenten in die Musik drängte, übertönt. Die Geige war aber auch sein Ein und sein Alles. Nicht gut konnte er dieselbe einen Tag lang missen, und wenn die Arbeit im Felde noch so anstrengend vom Morgen bis zum Abend gewesen war, nach dem Abendessen nahm er sein Instrument von der Wand, und versenkte sich noch einige Zeit in die

Tonwellen, welche er aus demselben herauslockte. Manchmal konnte er gar kein Ende in den Melodien finden, und geigte dann fort und fort, bis der Mond schon längst am Himmel stand, und ein Bursche, der vom Fenster seines Liebchens kam, an die Scheiben seiner niederen Wohnung klopfte, und ihn aus seinen Träumen aufweckte.

Doch so fest hielten ihn die Töne nicht immer gefangen. Gewöhnlich spielte er nicht länger als eine halbe Stunde, und ging dann auch fort aus seinem kleinen Häuschen vor ein viel größeres Haus und pffiff dort so lange irgend eine Melodie, bis sich ein Fenster oder die Thüre öffnete, und ein Mädchen sich zeigte, bei deren Anblick es ihm, so oft er sie auch schon gesehen hatte, allemal brühsiedeheiß wurde. Ging es doch aber seinem lieben Franzel gerade nicht besser, wenn sie dann heraus zu ihm kam, und sich Beide zusammen auf die Steinbank setzten, die unter einer alten Linde vor dem Hause stand. Wie zwei glimmende Kohlen glühten dann ihre Wangen, wenn sie dieselben zum Willkommenfuß zusammenbrachten.

Franzel war ein prächtiges Mädchen, zwar äußerlich derb und drell wie der Menschenschlag jener Gegend überhaupt, aber auch herzlich und seelenvoll. Kein Mensch verstand so gut wie sie die Gefühle, welche Joseph den Tönen seiner Geige unterlegte, kein Mensch wußte so gut wie sie, was er damit sagen wollte, wenn er nach einem brausenden Ländler, nachdem die übrigen Instrumente schwiegen, noch fortgeigte, aber nicht in derselben Weise, sondern plötzlich in eine ganz andere Tonart überging und mehrere Takte so fortspielte, die wie eine Elegie klangen, wie der Ausdruck eines unheilbaren inneren Schmerzes, bis er mit einem gewaltigen Streich über alle Seiten hin schloß.

Franzel wußte, was ihr Joseph damit sagen wollte, und er freute sich, daß sie ihn verstand. So standen zwei Herzen in Wechselbeziehung, deren Gefühlsaustausch keiner Worte bedurfte. Eine Freude war es für das Mädchen freilich nicht, wenn sie in den düsteren Wehmuthsklängen der Geige das Echo einer Schmerzdurchklungenen Herzensstimme vernahm. Konnte sie es aber ändern? Konnte sie dem Geschick entgegenkämpfen, das einmal unabänderlich über ihrem Verhältniß waltete. Nein! Sie konnte nicht, und durfte nicht! Aber sie war fromm, und baute

auf eine andere Macht, als Menschenkraft und Menscheninn.

Der Spätsommer war eingezogen in Wald und Flur. Die Buchenblätter fingen schon einzeln an gelb zu werden und das grüne Waldmoos zu überdecken. Durch das Grün der Ebereschen glänzten die vollen rothen Beerenbüschel, und die Amseln und Drosseln strichen durch die absterbenden Waldungen. Das Sichelndängeln klang lange schon nicht mehr durch das Dorf und die letzten Mahden waren von den Stoppelfeldern heimgefahren in die schützenden Speicher. Ueberall dachte man schon wieder auf's Neue an's Bestellen der Winterfrüchte, und die freundlichen Oktobertage hielten alle Hände in voller Thätigkeit. Nur Einer wollte nicht mehr mit hinausziehen auf die Felder, nur Joseph blieb still und in sich gekehrt zu Hause und Niemand wußte, was in den sonst so rührigen und geschäftigen Burschen gefahren war. Aber sie sollten es bald erfahren, recht bald, und das ganze Dorf sollte staunen und sich wundern.

Es war eine Stunde nach dem Feierabend. Die Mädchen saßen zusammen oder einzeln vor den Thüren, und die jungen Burschen schlenderten durch's Dorf, die kurze Tabakpfeife im Mund, und scherzten und neckten hier und dort, wie es eben die Laune brachte.

Auch Joseph verließ seine Wohnung, ging aber nicht wie sonst durch des Dorfs, sondern hinter den Gärten weg zu dem Hause, in welchem sein Fränzel wohnte. Sie hatte ihn schon erwartet, und ging ihm freundlich entgegen. Aber Joseph war nicht der Alte; das Lächeln, welches sonst seinem Gesicht einen so herzlichen Ausdruck gab, lag heute mehr wie ein bitterer Zug um seinen Mund. Man sah ihm an, es müsse ihn Etwas recht tief ergriffen und verstimmt haben. Franzel merkte es auch gleich, und ihre Freundlichkeit sank sogleich zu düsterer Wehmuth herab. Sie fragte deshalb auch ganz traurig:

„Aber Joseph, was fehlt Dir denn heute, so bist Du ja lange nicht gewesen?“

„Was mir heute fehlt“, antwortete er, „drückt mich schon lang. Du weißt es ja so gut wie ich. Es soll nun endlich einmal anders werden, und daß ich Dich deshalb verlassen muß, das macht mich so traurig.“

„Verlassen? Mich?“ forschte Franzel ängstlich. „Was sinnst Du denn? Ach, sei doch nicht so grämlich! Komm, laß uns heiter sein wie sonst!“ —

Sie setzten sich auf den alten Platz auf der moosüberwachsenen Steinbank, aber Joseph wurde nicht anders, so sehr auch Franzel sich Mühe gab ihn umzustimmen. „Was soll ich denn auch noch hier?“ sprach er weiter. „Etwa immer nur warten und hoffen, bis es einmal anders wird? Das kann ich nicht länger. Wenn ich noch einmal einen Winter hier sein müßt' und Dich immer nur so halb verstohlen sprechen und küssen sollt', das würde mich krank machen. Ich hielt es nicht aus. Und dein Vater will doch einmal nicht, daß du den armen Geiger in's Haus bringen darfst, er mag doch einmal Nichts wissen von einem armen Schwiegersohn.“

Darauf hatte nun Franzel zwar keine Worte, denn sie wußte ja selbst zu gut, daß das nicht anders sein konnte, und drückte deshalb, was sie fühlte in Schluchzen und Seufzen aus, und weinte bitterlich.

„Ich habe lange hin und hergedacht,“ fuhr Joseph fort, „wie unserem Geschicke abzuhelpen sei, konnte aber keinen Ausweg finden. Erst meint' ich, es sei rathsam gar nicht selbst zu sorgen und sich Qualen zu machen, sondern Alles Gott anheimzugeben, dann schien es mir besser, wenn ich Dich mir ganz aus dem Sinne schlüge, und an dem Glauben festhielt', es sollt' einmal mit uns Beiden nicht sein. Aber wie ich das so ein paar Tage mit mir herumgetragen hatte, wurde mir so wirr und quer im Kopf, daß ich nicht länger daran denken durfte, wenn ich wollte, daß mir meine Gedanken zusammenblieben. Nun wußte ich lange keinen Rath mehr, bis ich am Sonntag wieder einen neuen, und wohl den besten fand. Ich war hinüber nach der Stadt gegangen, um mir neue Saiten auf meine Geige zu kaufen. Bevor ich zurückging, kehrte ich erst in einem Wirthshaus ein, und fand dort zehn reisende Musikanten, die Deutschland zu durchziehen sich vorgenommen hatten. Wer doch so glücklich wäre wie die! dachte ich. Die können in der Welt umherziehen, und Geld verdienen, bis sie soviel haben, als sie gerade wollen oder brauchen. Ihre Instrumente lagen auf dem Tisch; ich trat hinzu um die darunter befindliche Geige zu betrachten. Da sie mir von gutem Baue zu sein schien, bat ich um

die Erlaubniß, sie einmal probiren zu dürfen, und spielte einige Stückchen von mir auf derselben! Sie hatte einen recht guten, reinen Ton, und ich wollte mich eben lobend über dieselbe aussprechen, als einer der Musikanten mich auf die Schulter klopfte und sprach: Hört Kammerad, wo habt Ihr denn Euer Geigen gelernt, und wo treibt Ihr es. Als ich ihm davon erzählt hatte, was zu sagen war, nahm er meine Hand und meinte: Wenn Ihr Euch entschließen könntet mit uns zu ziehen, so würde es Euer Schade gewiß nicht sein. Wir besuchen die bedeutendsten Städte und Bäder Deutschlands, und gedenken, wenn wir künftiges Jahr um diese Zeit zurückkehren, ein hübsches Sümchen mit nach Böhmen zu bringen. — Wie ich das hörte, wußt' ich gar nicht wie mir war, und einige Male hatte ich schon das „Ja“ auf der Zunge, aber ich verschluckte es immer wieder, und sagte, ich wollte es mir überlegen. Da sie nun zunächst nach Tepliz gehen wollen, um vor den noch anwesenden Badegästen einige Concerte zu geben, so habe ich ihnen gesagt, ich würde entweder in vier Tagen dahin nachkommen, oder, wenn ich nicht käme, hätte ich meinen Sinn geändert.“

„Und das hast Du doch nun gethan?“ fiel Franzel fragend ein.

„Weiß Nichts davon!“ entgegnete Joseph. „Ich hab' willens mit in die Welt zu ziehen.“

„Und willst mich allein lassen?“

„Kann Dich doch nicht mitnehmen!“

„Joseph! Joseph! Thu' es nicht! Paß auf, wenn Du so ein Jahr lang in der Fremde umhergegangen bist, und dann wieder nach Hause zurückkommst. . . .“

„Dann habe ich mir soviel Geld zusammengespart, daß ich mir ein größeres Gehöft kaufen, und dich zur Insassin machen kann.“

„Wenn ich nicht unterdeß anderswo eingezo-gen bin, aber weit, gar weit von hier.“

„Was soll das heißen Franzel? Ich bitt' Dich, mach' Dir keine traurigen Gedanken; ein Jahr ist bald vorbei, und dann kommen wir ja für immer zusammen, hörst Du, für immer.“

Aber Franzel war nicht zu bedeuten. Sie blieb dabei, sie würde es nicht überleben, wenn Joseph ein Jahr oder länger von ihr entfernt bliebe. Dieser hatte aber seinen Entschluß auch viel zu fest



gefaßt, als daß er denselben wiederum geändert hätte. Beide saßen deshalb den ganzen Abend fast stumm aneinander. Franzel legte ihr Haupt an Joseph's Brust und schluchzte und weinte, und dieser sah mit düsterem gedankenschweren Blick nach dem sternhellen Abendhimmel, und suchte sich die Sternbilder aus, nach denen er sehen mußte, wenn er in der Fremde sehnsüchtig der Heimath gedächte.

Als Beide sich trennten, schien Franzel noch immer nicht an den Ernst des Abschiedes glauben zu wollen. Als sie aber aus Joseph's Augen Thränen rollen sah, und die Glut seines Abschiedskusses auf ihren Lippen fühlte, da war es ihr doch deutlich und klar, daß es geschieden sein mußte. Nun fehlte es ihr erst recht an Worten, und sie konnte nichts weiter sagen als: Joseph, bleib mir treu; — auf Wiedersehn! Darauf wankte sie, gesenkten Hauptes nach dem Hause, schaute sich noch einmal so recht schmerzbelastet um, und schlug dann die Thüre hastig hinter sich zu.

Der sternhellen Oktobernacht, in der Joseph nur wenig geschlafen hatte, folgte ein thaufrischer sonndurchglänzter Morgen. Der junge Musikant war früh genug wach, um den Reif noch auf den Firnen der Häuser zu sehen, den die aufgehende Sonne wegschmolz. Sein Reisebündel war schon geschnürt, denn es bedurfte der Vorrichtungen nur wenige, und mit der Fidel auf dem Rücken und einem Ranzen an der Seite trat er aus seiner bisherigen Wohnung, die nun seine alte Base einweilen bezog, und schritt rasch durch das Dorf. Vielleicht dachte er, Franzel werde schon munter sein, um ihm einen Abschiedsgruß zu bieten, er irrte jedoch, denn das Mädchen hatte den größten Theil der Nacht durchweint, und war erst gegen Morgen in einen Schlaf verfallen, der um so fester war, je mehr den Körper die Abspannung ergriffen hatte. Eine Minute lang stand er still, und starrte unverwandt nach dem Fenster, hinter welchem er Franzel's Gemach wußte, da sich aber Nichts regte, fuhr er mit der Hand über seine Augen, auf die, wie er glaubte, vom Lindenbaume einige Thautropfen herabgeträufelt waren. Es waren aber nicht Thautropfen gewesen, sondern Thränen, er wollte es sich jedoch entweder selbst nicht gestehen, oder das Ge-

fühl des Abschiedschmerzes ganz wegläugnen. Rasch ging er weiter an den letzten Gärten des Dorfes vorüber, immer der nächsten Höhe zu. Beim alten Birnbaum hielt er nochmals an. Das war schon ganz oben an der Bergscheide. Als er aber sahe, wie die Schlöte des Dorfes zu rauchen begannen, und Ackerleute mit Pferd und Pflug in das Feld zogen, wendete er sich wieder ab, grüßte sein Heimathdorf zum letzten Mal, und sang mit anfangs gedrückter, gedämpfter Stimme, dann immer lauter:

Wenn das Mädchen singen könnte,  
Wär's gezogen mit hinaus,  
Doch so hats'ne heiß're Kehle,  
Mußt' es lassen drum zu Haus. —  
Si da gab es nasse Augen,  
S'war mir selbst nicht einerlei,  
Sprach, es ist ja nicht für ewig,  
— Liebste's Diandel, laß mich frei. —

Er sang aber das Lied nicht weiter, denn es wollte in seinen folgenden Versen nicht zu seiner Stimmung passen.

Stumm ging er nun weiter hügelab, hügelab, bis an die Landstraße. Rechts führt der Weg nach Tepliz. Den schlug Joseph ein, und war nach zweitägigem Marsche in dem weitberühmten Badeort.

Sind Prager Musikanten hier? fragte er schon beim Eintritt in den Ort.

Ja wohl! sie spielen vor dem Kurhause.

Zufrieden, sobald seine zukünftigen Kameraden wieder finden zu können, beüllte Joseph seine Schritte noch mehr, um bald zum Kurhause zu kommen. Dort saßen sie an einer langen Tafel, mit denen er nun zusammenspielen und wandern wollte. Als sie ihn sahen, riefen sie: Sieh da! unser Geiger! Wir haben schon nicht mehr an Dein Kommen geglaubt. Joseph setzte sich unter sie, ruhte jedoch erst aus, erfrischte seinen trockenen Gaumen, und ließ die Badegäste, so viele deren noch aus der Saison her übrig waren, und es war gerade keine kleine Zahl, vorüberziehen, und musterte die fremdartigen Kleidungen, welche hie und da zur Schau getragen wurden. Einer der Musikanten wanderte nach Schluß eines Musikstückes mit dem Notenblatte in der Hand durch die bunten Reihen der Zuhörer, und wurde nirgends unbeachtet gelassen, oder ganz zurückgewiesen. Joseph folgte ihm mit seinen Augen und in gespannter Erwartung sah er dem Augenblick entgegen, wenn der Sammler seinen Mund-

gang beendigt, und seine vollen Taschen ausleeren werde, denn nun hatte ja er auch Theil an dieser Ernte, und er mochte gern wissen, wie sie auszufallen pflege. Auf einen Teller schüttete der Einsammler das Geld, und es funkelte und glänzte bis zu Joseph hin, denn es waren lauter Silberstücke von zwei bis zu zehn Groschen hinauf.

Bei solcher Aussicht verschwand Josephs trübe Laune, die ihm noch vom Abschied her anhing, immer mehr, und im Stillen träumte er schon von den glücklichen Zeiten der Zukunft, wenn er, der arm aus seinem Dorfe gezogen war, plötzlich wohlhabend heimkehren, und sich Land und Wiesen kaufen werde.

Nicht so heiter wie Joseph lachte das Hoffnungslicht der Zukunft das verlassene Franzel an. Von Haus zu Haus verbreitete sich im Dorf die Nachricht, der Geiger Joseph sei verschwunden, und kein Mensch wisse wohin? Und außer Franzel konnte es auch Niemand wissen, denn er hatte gar nichts von seinem Vorhaben laut werden lassen, so sehr es ihn auch in den letzten Tagen vor seinem Weggang beschäftigt hatte. Franzel verrieth auch nichts, wenn hie und da eine ihrer Gespielinnen sie vertraulich auszufragen suchte, und so war und blieb Josephs Verschwinden für die Bewohner des Dorfes ein Räthsel, um dessen Lösung sich Niemand den Kopf zerbrach, das Niemand Herzensscrupel machte, außer Franzel.

Auch bis zu des alten Lindenwirthes, Franzel's Waters, Ohren hatte die Kunde ihre Bahn gefunden, und er hatte dem Ueberbringer der Nachricht nichts geantwortet, als: „Hab' ich mir doch lang gedacht, daß der Bursche ein Saufewind ist; wird's wohl weiter probiren wollen, und zusehen, ob da draußen in der Fremde die Steine an den Straßen Goldklumpen sind!“ Darauf drehte er sich herum, ließ den Botschafter stehen, und ging, mürrisch vor sich hersprechend, zu seiner Tochter.

„Siehst Du nun, Franzel?“ sprach er zu ihr, was der Joseph für ein flandrischer Kerl ist? Hab' ich's nicht lang gesagt, daß dem nur daran liegt, auf mein Geschäft zu kommen. Nun da er gesehen hat, es wird Nichts daraus, ist er auf und davon gegangen. Jetzt wirfst Du doch Deine Gedanken nicht

mehr an den hängen, und ihn laufen lassen, wohin er will?“

„Und Du bist still? — Nicht wahr, das soll so viel heißen, als, ich wollt', ich hätt' ihn nimmer gekannt?“

Franzel schwieg, aber das war ihre Meinung nicht, sie hätte ihren Joseph jetzt gerade viel lieber gleich dagehabt, und auswirken mögen, daß ihr Vater spräche: Na da nehmt Euch nur! Sie fuhr sich deshalb auch mit der Hand über die hochrothen Wangen, und streifte zwei rollende Thränen mit hinweg, aber sie konnte damit die übrigen nicht zurückbannen, die den ersten folgten, und ging hinaus und hinauf in ihre Kammer, und schaute immer unter Thränen gedankenvoll in den herbstlichgelben Lindenbaum vor dem Hause.

Es blieb bei diesem ersten Ausbruch des Liebesschmerzes nicht. Noch oft wurde Franzel still mitten unter Heiteren, sah traurig vor sich hin, und ging dann auf ihre einsame Kammer, um sich recht sattfam auszuweinen. Dieser Zustand brachte jedoch bald eine sichtbare Veränderung in ihrem Körper hervor; ihre rothen Wangen wurden bleich, die sonst so klaren Augen wurden matt, ohne daß doch eine wirkliche Krankheit über sie kam. Bis in den Winter hinein ging das so langsam hin, und Niemand gab recht Acht darauf, als aber um die Weihnachtszeit die Brust des Mädchens manchmal ein jäher Stich durchfuhr, so daß sie zusammensackte und nach der schmerzenden Stelle griff, und ein kurz abgebrochenes mattes Hüsteln sich einstellte, da wurde sie wohl zuweilen von ihren Freundinnen gefragt, was ihr fehle, und auch der alte Lindenwirth schüttelte den greisen Kopf in bedenklicher Weise. Franzel hatte schon mehrere Briefe von Joseph erhalten, in denen er schrieb, daß es ihm gut gehe, daß die Einnahmen recht zur Zufriedenheit ausfielen, und daß er nur wünsche, der Sommer und mit ihm die Zeit der Heimkehr sei erst wieder da. Franzel hatte ihm jedesmal auf seine Briefe geantwortet, und Nichts weiter hineingesetzt als, sie sehne sich fortwährend nach ihm, und könne nicht ohne ihn leben. Von Krankheit meldete sie ihm nichts, denn wenn sie auch manchmal ahnte, daß es schlimm um ihre Gesundheit stehe, so glaubte sie doch, daß es nicht ganz so arg sein könne, als ihr schein, und daß es aufs Frühjahr wieder besser werde.

Mit diesem Gedanken kehrte sie an einem heiteren klaren Wintersonntag aus der Kirche nach Hause zurück. Es war der letzte Sonntag vor Weihnachten. Die ganze Gegend ringsum war eingeschneit. Auf dem Feld, im Dorf, auf den Häusern, und auf den Hecken lag hoher Schnee. Die Bäume waren von gefrorenem Dufte dicht überglänzt, und schüttelten ihre stehenden Eiszirne dem darunter Hinweggehenden unbarmherzig in's Gesicht. Franzel eilte raschen Schrittes auf dem gebahnten Wege nach ihrem Hause und wurde unter den Lindenbäumen von einem dichten Dufstregen empfangen, der ihr gerade ins Gesicht fuhr.

Heute, dachte sie, fällt der Winterschmuck der Bäume noch auf meine Wangen: vielleicht daß der Blüthenschnee im Mai auf meinen Sarg fällt, wenn sie ihn und mich darunter hinwegtragen.

Von den Nachklängen dieses Gedankens berührt, trat sie in die warme, von ihrer Hand am Morgen sauber aufgeputzte Stube. Ihr Vater saß am alten reichverschönerkten Schreibepulte mit seinen Haushaltungs- und Rechnenbüchern beschäftigt. Als die Tochter hereintrat, klappete er dieselben zu, ging nach einem andern Tisch, und brannte eine schon gestopfte Pfeife an.

„Franzel,“ begann er dann zu seiner Tochter, die das Kaffeegeschirr auf den Tisch getragen, und zwei Tassen, die eine für sich, die andere für ihren Vater, eingesehen hatte, „Du hast Dich seit vorigem Herbst doch maßlich verändert. Sonst warst Du immer flink in und außer dem Haus. Jetzt bist Du fast gar nicht mehr vor die Thür zu bringen, und zu Hause geht's auch nur langsam. Daß ich Dir damit einen Vorwurf machen wollte, glaub' ja nicht etwa, aber ich merke, daß es mit Dir nicht mehr so ist wie früher, und der Husten und das Abnehmen Deiner früheren Frische geben mir kund, daß Du krank sein mußt. Hab' ich nicht recht!“ Franzel schwieg erst und seufzte nur, aber so recht schmerzlich und tief. Ihr Vater mußte sie nochmals anreden:

„Nu Franzel, Du wirst's doch Deinem Vater sagen, was Dich drückt? Du weißt doch, daß ich für Dich kein Geld scheue. Bist Du krank, so sag's und wir wollen einen Doktor um Rath fragen.“

Jetzt sammelte sich das Mädchen zu einer Antwort:

„Ja Vater, ich glaub's, daß ich krank bin. Ich kann nicht mehr so leicht wie sonst alle Arbeit thun, und merk' auch, daß mir meine Kleider alle zu weit werden bei meinem Abzehren. Dazu hab' ich manchmal auch recht heftige Schmerzen in der Brust.“

„Und das hast Du mir nicht lang gesagt? Muß ich Dich erst darum fragen? Geh' Tochter, das ist nicht schön von Dir. Ich würde schon lange Etwas gesagt haben, wenn ich früher aufmerksam geworden wäre. Erst seitdem es so kaltes Wetter ist, und wir mehr zusammen in der Stube sitzen, ist mir Dein Wesen aufgefallen. Aber auch gleich morgen will ich in die Stadt fahren und einen Doktor mit herausbringen. Dem Ding soll ein Ende gemacht werden; ich mag Dich nicht so kränkeln seh'n.“

„Die Mühe spart Euch Vater,“ entgegnete Franzel. „Was hilft mir Doktor, Apotheker und Arznei? Davon werd' ich nicht wieder gesund!“

„Poß, Bliß! Darum, was soll das heißen?“ fuhr der Alte auf.

Franzel merkte, daß ihr Vater den dunkelen Worten eine falsche Deutung gab, und setzte rasch hinzu:

„Wer und was mir helfen, und mich wieder munter und lustig machen könnte, wißt Ihr lang, Vater. Da wir eben gerade davon sprechen, will ich Euch noch Etwas sagen, was ich lange genug verschwiegen habe. So wißt, daß Joseph nur deswegen fortgegangen ist, weil er sich so viel Geld in der Fremde schaffen will, um Euch als Schwiegersohn recht zu sein. Wer weiß, wo er gerade jetzt mit den Prager Musikanten umherzieht. Seht, wenn er nun auch wieder kömmt, und denkt Wunder, wie viel erworben zu haben, und vor Euch tritt, und mich begehrt, so wird es Euch doch noch lange nicht genug sein, und Ihr werdet ihm antworten: Nein! Das ist's, was auf mir lastet, und mich krank und elend macht, sonst Nichts, sonst gar Nichts, Vater!“ — Rasch stand sie nach diesen Worten auf, und verließ das Zimmer. Dem Alten war das eigentlich lieb, denn er wußte sich nicht gleich auf eine geschickte Antwort zu besinnen, und war sich überhaupt nicht klar, was er nun thun sollte.

Er stand auf, und ging einigemal im Zimmer auf und ab, und rückte sein Käppchen einmal

rechts, einmal links. Dann trat er an das Fenster, schaute in die leb- und reglose Winterlandschaft hinaus und sprach vor sich hin:

„Hätt' ich doch meiner Seele nicht gedacht, daß sich das Mädchen das so tief zu Herzen genommen hätt'! Also deshalb ist der Bursche fortgewandert. Das ist doch eigentlich hübsch von ihm. Aber wer weiß, ob sie auch wieder gesund wird, wenn ich ihn wieder herschaffe, und ihr gebe. Will wohl überlegt sein!“

Damit schloß er sein Selbstgespräch wieder, und machte sich aufs Neue mit seinen Büchern zu schaffen. Als Franzel wieder in die Stube trat, war von dem früher Gesprochenen nicht wieder die Rede.

(Schluß folgt.)

## Thüringisches.

Erzählt von Hugo Goering.

### 2.

#### Eine Bären Geschichte.

Der Thüringer Wald, dessen Nest sich jetzt nur noch auf die Höhen des Gebirges beschränkt und an dem Fuß derselben in smaragdgrüne Wiesen und wallende Saatsfelder ausläuft, war einst eine weite undurchdringliche Wildniß, die von dem jetzigen Franken bis weit in die Marken der preussischen Provinz Sachsen reichte. Elenthiere, Auerochsen, Bären, Wölfe und Luchse hausten darin, und befanden sich wohl in den unzugänglichen Thalklüften, unter den Felsenhängen und in den Steinhöhlen. Später wurden die Wälder gelichtet, und die wilden Thiere verschwanden mehr und mehr. Hirsche, Rehe, Füchse und Lure waren bald das alleinige Hochwild, und nur hier und da zeigten sich noch Spuren eines Bären oder Wolfes, der sich aus dichterem Waldgehegen herüber auf den Thüringer Wald verirrt hatte. Noch vor hundert und funfzig Jahren setzten diese Verirrten manchmal einen Holzfäller oder Jäger in Angst und Schrecken.

Von der alten Thüringischen Stadt Ohrdruf an, die schon in der Geschichte des Apostels Bonifazius genannt wird, öffnet sich ein dunkles,

düsteres Thal, welches wilder und schauerlicher wird, je mehr man in demselben vordringt. In seinen Hauptzug haben freilich die Menschen jetzt mehr Idyllisches gebracht, und nur die Romantik der dunkelgrünen Föhren, der halbzerfallenen Burgen und verwitterten Felsenmassen wirft noch ihre Schattenschläge herein; aber in den Nebenthälern ist es noch schaurig genug, um mit ein wenig Phantasie sich einige Jahrhunderte zurückzuversetzen.

Mitten im Thal liegt das Dörfchen Stuzhaus rechts an der Höhe, und das schmucke Försterhaus tritt freundlich aus den ärmlichen Hütten hervor. In diesem wohnte lange Zeit hindurch eine Försterfamilie Großgebauer, in der immer der Sohn des Vaters Stelle bekam. Reich an Traditionen merkwürdiger Waidmannsgeschichten sind die Nachgeborenen aus diesem Geschlecht, und vorzüglich ist es ihr Ahn Georg Großgebauer, über den noch Mancherlei des Wunderbaren von ihnen erzählt wird. Er lebte in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts.

Im Jahre 1662 war es, als er eines Tages, seinem Berufe nachgehend, den Stuzhäuser Forst durchstrich. Als er in die Nähe des Münzeberger Steins gekommen, bemerkte er in einer Waldblöße auf einem hervorspringenden Felsenplateau zwei junge Bären, die sich sonnen und mit einander spielen. Sie scheinen ihn nicht gewahr zu werden, so daß er sich in Schußweite ihnen nähern kann. Vorsichtig legt er die Büchse an, nimmt einen der jungen Bären fest aufs Korn, und schießt ihn nieder. Durch das Brüllen des sterbenden Jungen wird die Mutter desselben herbeigelockt und geht, als sie den Förster sieht, wüthend auf denselben los. Seine Büchse war noch nicht wieder geladen, und mit dem Jagdmesser sich der wilden Bärin zum Kampf gegenüberzustellen, war ihm zu gewagt. Er zog deshalb vor, zu retiriren, und suchte in der Eile einen nahestehenden Baum zu erklettern. Kaum hat er dazu Zeit genug. Noch im Hinaufsteigen packt ihn die Bärin an einem Fuße und beißt ein Stück heraus. Der Förster erklettert trotz des verletzten Fußes den Baum, aber das Thier folgt ihm nicht, sondern legt sich am Baume nieder und bewacht ihn zwei Tage lang. An Nahrung gebracht es dem Jäger nicht, denn seine Jagdtasche war mit Brot, kaltem Braten und einer Flasche Wein gefüllt, aber

die Schmerzen am verwundeten Beine ließen ihn doch die Geduld fast verlieren. Durch den dichten Baum herabschießen konnte er auch nicht, da die Kugel von den Zweigen, an die sie angeschlagen, jedenfalls eine andere Richtung bekommen hätte. Endlich am dritten Tage schleicht das Thier traurig vom Baume weg. Nun suchte Großgebauer herabzusteigen, aber der Schmerz am Fuße ließ es nicht

zu. Nachdem er lange geschrien und geschossen, finden ihn endlich die Holzhauer auf dem Baume, holen ihn herab, und fahren ihn nach Hause. Die Wunde am Fuß heilte zwar wieder, aber sein Lebenslang mußte der Jäger nun an der Krücke gehn.

Der Felsen, auf welchem die Bären gelegen hatten, heißt seit jener Zeit „der Bärenstein.“

Das

### historische Drama. — Der Held von Stampes.

(Schluß.)

Was Katharina von Medici der Welt gewesen, ist allbekannt. Die Geschichte zeigt uns in ihr den Würgengel Frankreichs. Herrschsucht, das Grundelement ihres Charakters, Bigotterie, Blutgier, Lücke und Falschheit vereinigten ihre Bestrebungen, diesem Abgott die Opfer zu bringen, welche vom Blute der Freunde eben so oft, als vom feindlichen rauchten. Der Herrschsüchtige aber hat immer nur sich selbst zum Zwecke; wenn er sich dem Untergange geweiht weiß, gilt ihm auch die Existenz der umgebenden Welt nichts mehr. So mag also auch die Geschichte jenen Plan nicht nachzuweisen im Stande sein: Die Idee davon ist wahr, und der Dichter hat das Recht geübt, das ihm zusteht, der Denk- und Empfindungsweise seiner Personen auf den Lebensgrund zu dringen. Und dieß war hier um so mehr seine Pflicht, als er uns, des engen Raumes wegen, Katharina nicht in ihrer Entwicklung zeichnen mußte, sondern als fertige, abgerundete Gestalt.

In beiden Hauptbeziehungen hat sie Heinrich von Navarra zum Gegensatz. Katharina — Heinrich, die satanische — die milde Herrschaft, die Vollendung des Verbrechens — das Streben des Werden zum Guten. Wir dürfen letzteren Umstand so wenig vergessen, als den, daß der Held von Stampes nur den ersten Theil einer Trilogie: Heinrich der Große, darstellen soll. So betrachtet, erklärt sich auch seine Schwäche gegen Kath., seine Verschuldung gegen Aubigné, ohne uns mehr zu verletzen, als die Jugendthorheiten irgend eines anderen großen Mannes. Heinrich stellt sich noch dar als Jüngling, und wenn er gleich in Momenten des Ernstes, der Trauer, der Gefahr keinem Manne nachsteht, so können wir doch nicht unpassend finden, daß er zuweilen bei guter Laune ist, und dann etwa die Regentin überlistet, oder den tobenden Freund ein wenig mystificirt.

Aubigné, der Ritterlichtapfere, der Freimüthige, der Geistreiche, der Zärtlichliebende, der Getreue, trägt deutlich den Stempel der Zeit, in welcher noch hier und da ein Hauch des Ritterthumes sich regte und ein großes Herz begeisterte. Verarmt seit seiner Jugend, hat er einen Anflug zum Abenteurer genommen, wie ihn der Krieg wohl erzieht; das ist die Romantik im Verhalten des Ritters gegen die Frauen, die ihn zugleich zum Dichter macht. Sein Leben ist der stete Kampf um einen schönen Preis; und so dasselbe betrachtend, sieht er von der Pflicht sich überallhin gerufen, wo Gefahr ist und Recht.

Ihm verwandt in allem Edlen ist Susanna von Lezai. Auch in ihrem Gemüthe liegt ein Funke schöner Schwärmerei, der bei ihr aufflammend zu einer großen That wird.

Mit dem Schritt, den sie gegen die Regentin thut, scheint sie allerdings über die Befugniß des Weibes hinauszugehen. Allein dieser Schein beruht auf der Schwäche der Subjektivität unseres Zeitalters, und die edelsten Frauen würden mit Recht gegen ein Verdammungsurtheil protestiren, welches ihnen zugleich das Recht abspräche, in der Weiblichkeit Energie zu entwickeln. Susanna ist freilich keine Dame der Salons unsrer Tage; sie ist einer der auserwählten Geister, wie dieselben selten, aber doch erscheinen. Nur eine solche Auserwählte mochte auch in den sittenverderbten Tagen einer Katharina, in der höhern Sphäre der Gesellschaft sich rein und groß erhalten. Mittlere Grade der Tugend, mattere Charaktere mit laueren Grundsätzen mögen in überfüllten Zeitaltern wohl ihre Geltung bewahren; in Zeiten offener Gräuel und Laster, da die Entartung zum guten Ton gehört, kann nur die Größe eines Seneca fest stehen.

Doch — wir wollten ja weder eine Erläuterung, noch eine Apologie, sondern eine Kritik des Helden geben, und die sehr angenehme Pflicht des Kritikers ist es, nicht die guten, sondern die schwachen Seiten seines Vorwurfs zu entfalten. Versuchen wir dieß!

Die Mißstände des Stückes, ganz abgesehen von seiner bisherigen Darstellung auf der Bühne, welche, wie unser früherer Bericht ausweist, eine klare Einsicht in die Konstruktion und Intrigue desselben nicht zuließ, schießen alle aus einer Wurzel auf. Diese ist: die Uebermasse des Stoffes, der vom Dichter in den engen Raum eines den Abend ausfüllenden Dramas zusammenzufassen war. Was soll uns in diesen fünf kurzen Akten Alles vorgeführt werden. Da ist das Geschick Frankreichs in einer Periode entsetzlicher Kämpfe; darin die aufgehende Sonne des Navarresen, die untergehende der Valois, die in dem von Katharina vergossenen Blute versinkt, Katharina's Sturz, Glück und Unglück der Hugenotten, Sieg und Fall der Ligu, die abenteuerlichen Pläne der herrschsüchtigen Herzöge von Guise und Soison. Neben dieser Wucht historischer Fakten läuft der Liebesroman zwischen Aubigné und Susanna Lezai: darin die Bedrängnis des patriotisch-hochherzigen Mädchens durch armselige Gecken von Freiern und schwachsinrige Bettern, welche sie in ein verächtliches Ehejoch kuppeln wollen; Verachtung und Abwehr, Sehnsucht und Finden; das Ringen der schönen Frauenseele, dem Manne, den sie bewundert, sich ebenbürtig zu erweisen; Vernichtung drohende Gefahren beider Liebenden; endliche Vereinigung. Also ein ganzer Mikrokosmos des Menschenherzens, verknüpft mit den Makrokosmos der Weltgeschichte. Wahrhaftig, kein unbedeutender Versuch! Es ist der Versuch, der Geschichte für's Drama wirklich eine Bedeutung zu geben, sie nicht mehr als eine zufällige Stütze, als gleichgiltigen Boden einer einfachen Handlung hinzustellen, sondern sie thatsächlich der Bühne zu erobern. Durch Aufstellung von Staatsaktionen kann dieß nicht geschehen. Der Apparat der Scenerie, als Hebel des dramatischen Interesses, ist eben so abgenutzt und wirkungslos, als der Bombast der Phrase oder die schwärmende Sentimentalität. Das liegt in dem Streben nach dem Realen und Naturwüchßigen, welches in allen Richtungen der Zeit sich offenbart. So ist es auch des Dichters Bedürfnis, die Wahrheit auf die Bretter zu führen, sowohl die subjektive in unsrer Seele, als die objektive in der Geschichte. Aber diese zwei Elemente, Herzens- und Weltgeschichte, sollen nicht wie bisher, Eins gegen das Andre als eine Wichtigkeit zurückstehen: vielmehr sollen sich beide mit gleichem Nachdruck verhalten, und mit gegenseitig sich abwägender Bedeutung verwebt sein. Eins soll sein Licht durch das Andre bekommen; Eins durch das Andre nothwendig bedingt sein; Eins im Andern bestehen. Die Historie soll als Handlung (Drama) — das Drama als Historie erscheinen, und das eben ist es, was wir historisches Drama nennen. Theoretiker ex officio werden einwenden, daß

ein solches Verweben zweier verschiedener Elemente nach zwei verschiedenen Seiten hin die Aufmerksamkeit lenken müsse, daß also ein zwiefach getheiltes Interesse entstehe, daß folglich unsre Theorie auf den lächerlichen Satz auslaufe: „die Aristotelische Grundeinheit sei zu verwerfen.“ Wir thun letzteres so wenig, als wir das Gesetz der Stetigkeit ableugnen wollen, das in der Menschenseele liegt, und außerhalb dessen für uns in der Natur keine Gradation, im Drama keine Anspannung des Interesses, keine Steigerung der Gefühle möglich ist. Vielmehr ist unsere Absicht, darauf hinzudeuten, daß jene Einheit durch die Mannigfaltigkeit der verschiedenen Elemente eines historischen Stoffes hindurch bewahrt werden kann und muß. Die Art der Ausführung muß freilich dem schöpferischen Talente anheimstehen.

Röberle's Held, dieses Ziel im Auge, leidet an Einem Fehler der äußeren Konstruktion, den wir nicht unberührt lassen können. Offenbar ist das Hauptinteresse des Zuschauers auf Susanna und auf Aubigné und das Verhältniß beider zu einander von Anfang an mit aller Kraft der Poesie hingeleitet. Die Heldin ist vorerst der eigentliche Held des Stückes. So folgen wir den Entwicklungen des ersten, zweiten und dritten Aktes mit Begierde, und nachdem wir in dem fecken Knaben die herrliche Susanna wieder erkannt haben erfreuen wir uns selbst des überraschenden Sprunges vom zweiten zum dritten Akt, welchen der Dichter uns aus dem Liebesleben in das des Krieges und der Throne thun läßt. Der Charakter des reinen, erhabenen Weibes nimmt in der That der Situation Katharinen gegenüber einen so großartig hohen Schwung, daß wir beim Niederstinken des Vorhanges uns ängstlich fragen: „Was wird der Dichter nun mit Susanna beginnen können?“ Die Antwort aber, welche der Dichter darauf ertheilt, ist keine befriedigende. Susanna's Thatenkreis erscheint als abgeschlossen: sie tritt hinfort nur noch leidend und bittend, mahnend und sinnig-empfindend, also im engen Kreise und Verufe der gewöhnlichen Weiblichkeit auf. Technisch ausgedrückt: ihre Rolle ist mit dem dritten Akte im Kulminationspunkt. Wie aber? Das Stück spielt trotzdem noch zwei Akte lang fort, nachdem Susanna aufgehört, die Hauptperson zu sein. Wir werden also gezwungen, uns von einer lieb gewordenen Illusion zu trennen. Wir geben das frühere Hauptinteresse auf, nachdem wir gesehen haben, daß des Dichters Absicht gar nicht war, Susanna zum Mittelpunkt des Stückes zu machen. Denn nun spinnt sich ein Faden weiter, welcher im Anfang des dritten Aktes schon angeknüpft ward: die Darstellung der Geschichte Frankreichs und des jungen Heinrich IV. Leider sind wir auf eine solche Entwicklung nicht einmal in den ersten zwei Akten vorbereitet, welche wohl ein allgemeines Bild der Zustände, allein nichts weniger als

eine spezielle Introduction in die Verhältnisse bieten, welche uns später vor die Augen gebracht werden. Ungern vermiffen wir die Wirksamkeit der uns lieb gewordenen Heldin, und sehen statt ihrer bisher minder bedeutende und uns minder werthe Gestalten erscheinen. Die politisch-historische Aktion, trotz all' der Geschicklichkeit, mit welcher sie an das Frühere geknüpft ist, läßt uns nach den Klängen von Liebe und Edelmuth, nach den durchaus eindrucksvollen Gegensätzen der Gemüther und Charaktere, welche in den früheren Akten erscheinen, fast kalt, und es gehört ein hoch-pathetischer und tragisch-gerechter Ab-

schluß des Stückes dazu, wie er eben vom Dichter gegeben ist, um in dieser Gerechtigkeit des Himmels, in dem schmähhchen Fall Rath.'s, dessen Bild wir erblicken, in der ganzen Versöhnung und Befriedigung der letzten Scene einen Ersatz für das Vermißte zu finden. Wir halten aber, eben weil dieses Letztere geschieht, den Helden von Stampedes allerdings für eine lebensfähige Schöpfung, — worüber freilich erst dann ein letztes Urtheil wird zu fällen sein, wenn die ganze beabsichtigte Trilogie vor uns liegen wird.

H. A. Werner.

## Feuilleton.

Joseph Paxton, der Urheber des Entwurfes jenes bekannten Krystallpalastes, hat in einem Schreiben an Lord John Russell um eine in bestimmter Weise zu modificirende Entreefreiheit zur kolossalen Londoner Weltausstellung petitionirt. Dieselbe sollte nach seinem Vorschlag 14 Tage nach dem Beginn der Ausstellung eintreten, und auch dann mit Ausnahme eines Wochentages, wo Entree gezahlt werden würde. Die Wohlhabenderen, sagte er, würden es vorziehen, zu zahlen, um nicht gedrängt zu werden, indefs die armen Gewerbefleißigen ebenfalls Gelegenheit bekämen, den Kunstfleiß aller Nationen kennen zu lernen, und davon zu profitiren. Entspränge dadurch ein Deficit, so möge der Staat dasselbe aus seinen Mitteln decken, da ja doch muthmaßlich eine Summe von, gering angeschlagen, 2 Millionen Pf. St. durch den Zudrang ausländischer Schaustüchtigen nach England werde getragen werden.

Das Geschlecht der Räuber und die Anekdoten von Räuberabenteuern gewinnen gegenwärtig in Italien neuen Zuwachs und neues Interesse. So ist der Räuberhauptmann il Passatore in Oberitalien das Gespräch seiner Landsleute. Mancherlei Geschichten kursiren von ihm. Unter anderen heißt es: Eines Tages sei Signore Fabbri in der Absicht von seiner Villa San Panfrazio abgefahren, um sich zum Markt nach Ruffi zu begeben. Unterwegs wird er von Passatore und einem Begleiter desselben angehalten, und umzukehren genöthigt. Die beiden Räuber begleiten ihn, und halten auf dem Wege noch einen Andern nach Ruffi reisenden, den Factor Chiaramonti nebst seinem Sohne, an, die sie ebenfalls mit sich zurücknehmen. An dessen Wohnung angelangt, nöthigten sie den Sohn, ins Haus zu gehen, und eine gewisse Summe als Lösegeld seines Vaters, den sie zu ermorden drohen, herauszubringen. Dann nehmen sie die erhaltene Summe sammt

Chiaramonti mit nach der Villa Panfrazio, welche sie ebenfalls zu brandschlagen im Begriffe sind, als ein nach Ihnen ausgesendetes Soldatenstreikorps sie überrascht. Sofort schneiden sie die Pferde von Fabbri's Wagen ab, sitzen auf und sprengen im Galopp davon. Mehrfachen Verfolgungen glücklich ent-schlüpfend, erneuern sie ihre ermüdeten Thiere, indem sie den begegnenden Reisenden die ihrigen zum Tausch abzwangen. Auf der Brücke dall Castellina von einem neuen Streikorps bedroht, sprengen sie unverletzt mitten durch die Soldaten und ihre Kugeln, und bringen sich so in Sicherheit. Ihre List, ihre Gewandtheit, vielleicht auch die freundliche Theilnahme des Volkes haben bisher alle Nachforschungen der Polizei vergeblich gemacht.

Das Unglück scheint sich mit den **Ungarischen Freiheitskämpfern** nicht ausöhnen zu wollen. Jüngsthin starb Drosz, einer der politischen Flüchtlinge ersten Ranges, durch die eigene Kugel. Ein talentvoller Publicist, trat er schon vor zwanzig Jahren mit einer deutschen Schrift hervor: „der ungarische Reichstag.“ Von Kossuth, mit dem er dann die Landtagsberichte gemeinschaftlich herausgab, und der national-revolutionären Parthei zog er sich um 1846 zurück, und leitete im Sinne der Conservativen ein für diese Propaganda machendes Ungarisches Journal. Mit dem Jahre 1848 aber schloß er sich den Nationalen wieder kräftigst an, und arbeitete mit großem Eifer für sie, bis das allgemeine Unglück auch ihn zur Flucht trieb. — Ein Landsmann von ihm, Dr. Bernstein (als ungarischer und deutscher Dichter unter dem Namen Karl Hugo bekannt) fiel kürzlich zu Brüssel im Zweikampf. Er hatte in der letzten Zeit in französischer Sprache geschrieben, und wie man erzählt, sogar ein Lustspiel, Comédie infernale, mit vielem Beifall auf die Bretter gebracht.

**Die Republik San Marino.** Mitten im päpstlichen Gebiete, wenige Meilen von Rimini entfernt, verbirgt sich der kleine Freistaat San Marino. Sein Gebiet umfaßt kaum anderthalb Quadrat-Meilen, die Zahl der Einwohner beträgt höchstens 4000. Dieses kleine, republikanische Gemeinwesen, so wenig es auch im Stande sein mag, sich gegen irgend welche erobernde Angriffe zu vertheidigen, hat dennoch seit dem sechsten Jahrhundert unausgesetzt bestanden. Die Unfruchtbarkeit des gebirgigen Bodens und die Armuth der Bewohner, machte den Besitz der Habsucht niemals wünschenswerth. Wie hätte das kleine schlechte Städtchen, dessen Bewohner zugleich den ganzen Staat bilden, die Begierde eines Eroberers locken können?

Aber es war Unrecht zu sagen, diese Stadt liege verbergen. Auf der Höhe eines steilen Berges, zu welcher sich nur ein einziger Weg an den Felsen emporwindet, haben sich die Menschen zwischen und häufig sogar in den Felsen, deren Seiten als Wände benutzt sind, eingebaut. Von ihr aus hat man eine weite Aussicht auf das adriatische Meer, dessen ferne Küsten jenseits als dunkle Streifen austauschen. Näher heran breitet sich eine herrliche Landschaft, mitten darinnen Rimini, vor den Augen des Beschauers aus. Berg und Stadt werfen, wenn die Sonne untergeht, ihren Schatten weit in das Meer hinein. Durch die zu beiden Seiten des Berges schroff hinabstürzenden Felswände erscheint San Marino eine natürliche Schutzwehr erhalten zu haben. Drei Thürme (zugleich als Wahrzeichen im Wappen des Freistaates prangend) scheinen mehr, um der Stadt ein Ansehen zu geben, als des Schutzes wegen, an der scharfen Ecke des Berges erbaut zu sein.

Ihren Ursprung verdankt die Stadt-Republik, sammt ihrem Namen den heiligen Marino. Dieser, seines Handwerks nach ein Maurer, zog sich, nachdem er (im sechsten Jahrhundert) die zerstörte Stadt Rimini, wieder hatte aufbauen helfen, aus dem Getümmel der Welt auf den Berg zurück, welcher jetzt den Boden des Freistaates ausmacht, um daselbst ganz dem frommen Drange seines Gemüthes, und in der unfruchtbaren Ginde als Einsiedler zu leben. Schon hatte sich der Ruf seiner Heiligkeit in den benachbarten Gegenden ausgebreitet. Ein Wunder, das er verrichtete (uns ist nicht aufbehalten, was für eines?) diente dazu, seinen Ruf zu erhöhen, drang sogar zu den Ohren der Landesfürstin, und diese hohergriffen, schenkte dem frommen Manne den Berg, den er bewohnte, als sein Eigenthum. Auch das Volk strömte in Schaaren zu seiner Einsiedlerhütte, und so groß war der Eindruck seiner Heiligkeit, daß

Viele wünschten, sich nicht mehr von ihm zu trennen und auf dem hohen Felsen seine Lehren zu theilen. Marino gewährte ihre Bitte, baute ihnen Häuser, und gründete so die Stadt und die Republik. Noch jetzt ehrt ihn diese als ihren Schutzheiligen, indem sie ihn abbildet, wie er einen Berg mit den drei Thürmen auf seinen Händen trägt. In der Hauptkirche der Stadt (sie hat deren fünf) einem ärmlichen unansehnlichen Bau, zeigt man noch im Felsen, der nackt sich darstellt, eingehauen, hinter dem Altar zwei Oeffnungen. Dieses war die Schlafstätte des heiligen Marino und seines Gehülfsen, der auch ein Maurer, und mit ihm zugleich auf den Berg gezogen war. Sie hatten sich diese harten Betten mit eigenen Händen ausgehauen.

Die Republik wird regiert durch einen Senat, der aus vierzig Personen, zur Hälfte vom Adel, zur Hälfte aus dem Volke entnommen, zusammengesetzt ist. Zwei Kapitane sind die höchsten Staatsbeamten; sie werden alle sechs Monate gewählt. Ihnen zur Seite steht ein Justitiarius, der ein Fremder sein muß. Er und der Arzt des Staats werden auf je drei Jahre gewählt. In wichtigen Staatsgeschäften wird der große Rath zugezogen, in welchen jedes Haus einen Repräsentanten zu stellen hat.

Mit dieser Verfassung und einer strengen Rechtsübung besteht San Marino seit uralten Zeiten unverändert und ungekränkt. Nur einmal hat ein päpstlicher Legat sich der Felsenstadt bemächtigt. Schon war die feierliche Besignahme vor sich gegangen. Die Einwohner waren zum Te Deum in die Kirche zusammengetrieben. Aber sie waren nicht so leicht bereit, ihre Verfassung und ihre Rechte aufzugeben. Drohende Bewegungen in der Kirche und schließlich ein Schuß, der dem Legaten dicht am Ohr vorüberfauste, setzten ihn in Schrecken. Plötzlich und still zog er mit seinen Truppen wieder ab.

Seit der Zeit störte Niemand den Frieden der Republik. Selbst Napoleon erkannte dieselbe an.

**Die Nibelungen englisch.** Ein Herr William Lottson hat sich das Verdienst erworben, die Nibelungen in ihrem ganzen Umfange und unverkürzt in seine Muttersprache zu übertragen unter dem Titel: *The fall of the Nibelungers, otherwise the Book of Kriemhild.* Ein englischer Kritiker sagt über die Behandlung und Untersuchung des Nibelungentextes durch Lachmann: So etwas könne nur ein Deutscher. Jeder Engländer sehe auf den ersten Blick, daß hier Einheit der Entstehung und des Autors vorhanden und daß es als deutscher Eigensinn zu betrachten sei, wenn Lachmann das Werk durchaus zerstückten und zerplücken wolle.

Unter Verantwortlichkeit: Druck und Verlag von Fr. Neumann.  
In Commission von Robert Frieße's Separat-Conto in Leipzig.